

## Zur geistesgeschichtlichen Position Schellings\*

Als Schelling geboren wurde, stand nicht einmal das Anfangszeichen des Deutschen Idealismus, die „Kritik der reinen Vernunft“, vor den Augen der Zeitgenossen, als er starb, gehörte die idealistische Bewegung schon nicht mehr zu den philosophischen Theorien, in denen die Epoche ihr Bewußtsein ausgesprochen fand. Einem Feuerwerk gleich, das für kurze Zeit die Nacht erhellt, zersprühete der Deutsche Idealismus rasch nach wenigen Jahrzehnten und ließ Schelling als lebendes Relikt des ins Zwielicht geratenen geschichtlichen Phänomens zurück. Ihn deswegen aber bloß als „Ruine“ gewesener philosophischer Herrlichkeit betrachten, hieße, die philosophiegeschichtliche Komplexität verkennen, für die der Name Schelling einsteht: repräsentiert er doch die Situation, in welcher die Insuffizienz spekulativ-idealistischen Philosophierens einerseits empfunden, andererseits selbst wieder idealistisch zu überwinden versucht wird. Daß Schelling, der in seiner Frühzeit produktiv die spekulativ-idealistische Reflexion ausbilden half, im Vollzug dieser Reflexion zur Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit kam, daß er aber diese Unzulänglichkeit nur im Horizont modifizierter idealistischer Reflexion angehen konnte, macht ihn zu einer der zwiespältigsten, zugleich aber auch zu einer der interessantesten Figuren der Philosophie des 19. Jahrhunderts.

Nicht der vielzitierte Proteus-Charakter ist es daher, der an Schelling Rätsel aufgibt, sondern die Undurchsichtigkeit des Versuchs, aus dem Teufelskreis auszubrechen, in den ein Denken, das wider das Kantische Verdikt hartnäckig dem Absoluten auf der Spur ist, notwendig sich verrennt. Die Dunkelheiten aufzuheben, die mit Schellings Entwurf einer positiven Philosophie verbunden sind, wäre selbstverständlich allein die Aufgabe philosophischer und philosophiehistorischer Interpretationsarbeit, wenn nicht schon zu Schellings Lebzeiten immer wieder der Verdacht geäußert worden wäre, die Wendung zur Spätphilosophie sei *biographisch-psychologisch*, nämlich als politisch-gesellschaftlicher Adaptionsprozeß ohne innere philosophische Notwendigkeit bzw. als die kraftlose Verzweiflungstat eines früh erschöpften Genies zu erklären. Betrachten, woher diese Urteile stammen, wie sie sich modifizieren und wie sie sich ins Ganze der Beurteilung Schellings durch seine Zeitgenossen einordnen, kann zwar in keiner Weise die geforderte philosophische und philosophiegeschichtliche Interpretation der von Schelling selbst verfaßten Texte ersetzen, sie kann aber — vor allem angesichts der biographisch-psychologischen Deutung der Schellingschen Denkentwicklung — zweifelsohne gewisse Hilfen und Hinweise für die eigentliche Arbeit geben.

Es ist dem französischen Gelehrten Xavier Tilliette zu danken, daß er die Mühen einer ins Detail gehenden Sammlung zeitgenössischer Berichte über Schelling auf sich genommen und das Resultat seiner Sammeltätigkeit in einem durch informatives Vorwort, Anmerkungen, Register und Bildbeigaben wertvoll bereicherten Band zu einem günstigen Zeitpunkt — ein Jahr vor der Wiederkehr des 200. Geburtstages Schellings — dem an dem deutschen Philosophen interessierten Publikum übergeben hat. In chronologischer Folge werden die nicht bloß philosophiehistorisch, sondern darüber hinaus auch allgemein geistesgeschichtlich oft hochbedeutsamen Zeugnisse der Zeitgenossen, die in bunter Mischung ein fast 80jähriges Leben begleiten, dem Leser zu eigener Urteilsbildung vorgestellt: die freundlich

\* Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Xavier Tilliette. Bottega d'Erasmus. Torino 1974, 657 Seiten.

abwägenden und die nüchtern beschreibenden Aussagen ebenso wie die pathetisch preisenden und die sarkastisch polemisierenden. Das Erkenntnisresultat, das solch unparteiischer Kompilation entspringt, ist merkwürdig paradox: Aufhellen im Detail alterniert mit Verwirrung, wenn nach der qualitativen Totalität des historischen Individuums Schelling gefragt wird. Aufhellung im Detail: aus der Perspektive der Zeitgenossen erlebt man die einzelnen Stationen von Schellings Leben und Schaffen mit, hört von der Einschätzung des Philosophen durch seine mitlebenden Freunde, Kollegen, neutralen Bekannten und enragierten Feinde, man erfährt Diverses aus Schellings zeitweise sehr öffentlichem Privatleben, Klatsch ebenso wie echt vertrauliche Bekenntnisse, man lernt eine Gesellschaft kennen, auf die heute mit gewisser Sehnsucht als auf eine scheinbar heile zurückgeblickt wird — mit so bekannten Gliedern wie Fichte, Hegel, Schleiermacher, August und Friedrich Schlegel, Schiller und Goethe, von dem eine der eindrucksvollsten Charakteristiken Schellings stammt (vgl. S. 226 ff.); man wird schließlich Zeuge der Verschränkung von Politik, Religion und Philosophie im Deutschland des späten Absolutismus, der Freiheitskriege, der Restauration und des mehr und mehr sich regenden republikanischen Aufbegehrens in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Eine gewisse Objektivität stellt bei all diesen Aussagen, besonders wenn sie auf heikle biographische Vorkommnisse sich beziehen, in etwa dadurch sich her, daß die eine Schwarzweißmalerei durch die andere aufgehoben oder durch abgewogene Berichte ergänzt wird. Anders freilich verhält es sich dann, wenn nach der Gesamteinschätzung der Person Schellings gefragt wird und vor allem das Verhältnis der empirisch-geschichtlichen Person zu ihrem Werk und dessen Entwicklungsgang zur Debatte steht. Daß bei so viel Perspektivismus nämlich keine Klarheit hierüber aufkommt, liegt einmal an eben jenem Perspektivismus, der verwirrend wirkt in seiner Vieldeutigkeit, zum anderen aber an der (von den Zeitgenossen durchgängig bezugten) Undurchsichtigkeit und Verslossenheit Schellings, die es seiner Umgebung schwer machte, ein einigermaßen adäquates Bild von ihm zu gewinnen.

Trotz der Schwierigkeit aber, aufgrund der von den berichtenden Zeitgenossen selbst versuchten Gesamtcharakteristiken der Persönlichkeit Schellings zu einer Einsicht in die qualitative Totalität seines Wesens zu gelangen, dürfte sich im aufmerksam Lesenden unvermeidlich doch ein punktuell-eindeutiger Eindruck von Schellings Gesamtpersönlichkeit herstellen: es ist dies ein negativer Eindruck, der aus einer immer wieder in den Berichten auftauchenden Eigentümlichkeit Schellings resultiert — einer besonders ausgeprägten Hochschätzung des eigenen empirischen Ichs, das eifersüchtig darauf bedacht ist, immer philosophisch im Recht zu sein und dafür auch durch materielle Förderung belohnt zu werden. Ganz konkrete Verhaltensweisen legen die Vermutung nahe, daß solch apostrophierte Ichbezogenheit nicht nur Schwäche nicht ausschloß — daß Schwäche vor allem es war, die die egozentrisch-rücksichtslosen Züge Schellings mitbedingt haben muß. Zu erinnern ist u. a. an die Affäre mit Caroline, die ihm an persönlicher Kraft wohl überlegen war und ihn konsequent zur Unterwerfung zwang, zu erinnern ist weiterhin an die von einem gewissen Minderwertigkeitskomplex zeugende Unsitte, geistige Leistung als Privateigentum zu betrachten und überall intellektuelle Diebe am Werk zu sehen, zu erinnern ist nicht zuletzt an den auffällig-beflissenen Opportunismus gegenüber der gerade herrschenden Macht — eine Haltung, die Varnhagen von Ense bei der Nachricht von Schellings Tod zu dem Urteil veranlaßte: „Ein großer Denker war er gewiß, aber ein schwacher Charakter und ein falscher, er hing seine Philosophie nach dem Winde, hielt es mit der Macht, war in Bayern rheinbündnisch-französisch, neigte sich zur katholischen Kirche, haßte Preußen, wurde dann

preußisch, eiferte protestantisch, war für den König, wider die Freiheit, und war zugleich empört über die, welche ihm zutrauten, seine Geisteskraft den Pfaffen und Höflingen unterzuordnen.“ (1854, S. 512).

Selbst wenn man dieses harte Urteil nicht teilt, so bestätigt es doch in gewissem Sinne jenen punktuell-eindeutigen Eindruck, den die Lektüre der Lebenszeugnisse trotz ihrer Multiperspektivität erzeugt. Nicht bloß der Eindruck massierter Ichbezogenheit, sondern auch das Gefühl, einer gewissen Unaufrichtigkeit konfrontiert zu sein, kann der Leser nicht in sich unterdrücken. Bezöge dieses Gefühl sich nur auf Schellings äußeres Lebensverhalten, so wäre es für den an seinem Denken Interessierten wenig schockierend. Wirkliches Gewicht erhält es aber dann, wenn sich die Vermutung aufdrängt, Schelling habe auch dem eigenen Philosophieren gegenüber kein aufrichtiges Verhältnis gehabt. Dies ist der schlimmste Vorwurf, der einem Philosophen gemacht werden kann: mit Wissen das eingesehene Unwahre zu propagieren. Kann dies Schelling unterstellt werden? Erklärt sich seine philosophische Entwicklung aus einem falschen und schlechten Charakter?

Obwohl es in der Dokumentensammlung durchaus Zeitgenossen gibt, die wie der Heidelberger Theologe Paulus behaupten: „Schelling sei mit Bewußtsein ein Schelm, er habe immer dreist gelogen und geprahlt, und sei zu gescheidt, um nicht zu wissen was er thue“ (1845, S. 498), so überzeugt psychologisch doch vielleicht mehr das von Adolf Schack vorgebrachte Argument, daß es wohl kaum möglich sei, 50 Jahre lang in dem Bewußtsein vorsätzlichen Betrugs zu leben und denkerisch tätig zu sein. Überzeugend wie Schacks Zurückweisung des Vorwurfs absichtlicher Betrügerei ist sein Versuch einer positiveren Erklärung von Schellings philosophischem Niedergang und kläglichem Ende: „Im Gespräch war er schlicht und ohne Präntention, und es ward mir zuerst schwer zu glauben, dies sei der nämliche Mann, der das Buch von der Weltseele geschrieben. Von Philosophie zu sprechen, vermied er sichtlich, und es kam mir der Gedanke, es sei ihm in seinen letzten Lebensjahren klar geworden, daß seine beiden Systeme nur Hirngespinnste gewesen, daß er mit seiner Spekulation sich in einem Opiumrausch befunden habe. Mit dieser Annahme stimmte auch sein trübsinniges Wesen. In der That, daß ein Mann von so anerkannt trefflichem Charakter wissentlich Hokuspokus getrieben, seinen Lesern und Zuhörern absichtlich ein Blendwerk vorgegaukelt hätte, läßt sich nicht denken, wie mir dies auch bei Hegel, obgleich Schopenhauer ihm plumpen Scharlatanismus Schuld gibt, ausgeschlossen zu sein scheint. Beide haben, wie die mittelalterlichen Scholastiker, unter dem Banne einer geistigen Influenza, einer jener Epidemien gestanden, welche schon so oft die Köpfe der Menschen verwirrt und umnebelt haben. Es muss etwas Furchtbares sein, aus einem solchen Rausche zu erwachen, und nun einzusehen, wie die Arbeit eines ganzen Lebens nicht nur vergeblich gewesen ist, sondern auch unsägliches Unheil gestiftet hat“ (ungefähr 1849, S. 503).

Stimmt diese Deutung, so erscheint Schelling in seinem Verhältnis zur eigenen Philosophie als tragische Figur, und woran er scheiterte, überstieg die Verfügungsmacht seines bloß individuell-partikularen Wollens: er scheiterte in Wahrheit an der Blendung durch den Schein des Absoluten, der ihn irrlichternd in die spekulative Verstiegtheit der sich für die Vernunft haltenden Einbildungskraft verlockte. Wenn dem alten Schelling irgendwo historische Bedeutung zukommt, dann weniger in dem, was er sagte, als vielmehr in dem, was sein Schweigen und was der Fragmentarismus seiner überlieferten Aufzeichnungen ausdrücken, nämlich: zumindest erahnt zu haben, daß das wie immer modifizierte spekulativ-idealistische Philosophieren notwendig das Opfer seines ureigensten Anspruchs werden muß, die Einsicht ins Unbedingte zu erzwingen.

*Rudolf Malter*